

Das Erbe Primos von Joachim Joesten

Noch vor kurzem waren alle aus Spanien kommenden Meldungen auf den Grundton abgestimmt: „Geht oder bleibt der Diktator?“ — Die Frage hat sich nicht geändert, nur die Person. Primo de Rivera ist notgedrungen von der politischen Bühne abgetreten, und jetzt hat der Tod allen seinen weitem Plänen ein Ende gesetzt. An die Stelle des Kampfes um die Diktatur ist in den Mittelpunkt der spanischen Politik die brennende Frage getreten: Geht oder bleibt der König? Die plötzliche Leidenschaftlichkeit dieser Fragestellung, die Erbitterung der jüngsten Kämpfe und das rasche Aufeinanderfolgen der Kundgebungen für und wider den Monarchen wird jeden in Erstaunen versetzt haben, der das Spanien der letzten Jahre gekannt hat. Gewiß bestand schon wachsende Unzufriedenheit, aber einmal erschöpfte sie sich in gereizten Bemerkungen gegen den Diktator, ohne sich je offen und heftig gegen Seine Majestät selbst zu kehren, andererseits waren ihre Äußerungen stets so resigniert, daß es nie ernstlich zu revolutionärem Kampf zu kommen drohte. Schimpfen, Nörgeln, Kritisieren, darin erschöpfte sich bis vor kurzem die Tätigkeit der Opposition, der man zudem in ihr eignes Vereinslokal, das Ateneo in Madrid, einen von der Regierung ernannten Vorstand gesetzt hatte.

In wenigen Monaten hat sich das von Grund auf geändert. Nicht, oder nur zum geringen Teil durch Aktionen der Opposition, deren eine Hälfte, die sozialdemokratische Arbeiterschaft, die „Unión de Trabajadores“, durch einige Konzessionen besänftigt, längst ihren Frieden mit der Diktatur geschlossen hatte, während die andre, die Liberalen, unentwegt ihren aussichtslosen Redekrieg von den weichen Klubsesseln des Ateneo aus führten.

Primos Abgang war nur eine Episode, durch die die Dinge erst in Fluß geraten sind. Das Heer ist durch lange Zänkereien untereinander und mit der Regierung vielfach gespalten und geschwächt, auch hat ein großer Teil des mittlern und untern Offiziersbestandes die letzte Huldigung der Generale nicht mitgemacht und denkt voll zweifelhafter Empfinden an den Tag, wo er für das angestammte Herrscherhaus die Haut zu Markte tragen soll. Die Sozialisten haben sich nach dem Versinken ihres heimlichen Vertagspartners und der Auferstehung der integralen und absoluten Monarchie wieder auf ihre republikanischen Prinzipien besonnen, und was nur irgend in Schrifttum, Wissenschaft, Kunst einen Namen hat, sowie fast die gesamte Zahl der Professoren und Studenten hat sich im antimonarchischen Lager gesammelt. Nur der Klerus ist dem allerchristlichsten König nach wie vor treu, aber mit den Herren Pfarrern allein gegen die übrigen Untertanen zu Felde zu ziehen, mag selbst Alfons XIII. als ein Unternehmen von zweifelhaftem Ausgang erscheinen.

Der Palast ist ratlos. Läßt man, wie es versprochen wurde, die Zügel etwas schleifen, schreibt man Wahlen aus, versucht man langsam auf die Bahn der Normalität zu kom-

men, so wird eine unaufhaltsame Konzentration der Republikaner stattfinden. Das so zustande gekommene Parlament dürfte dem Träger der Krone höchst unerfreuliche Überraschungen präsentieren. Wirft man das Steuer herum und führt die Diktatur nur unter verändertem Namen weiter, so setzt sich eben auch die Abfallbewegung ungehemmt fort, und man wird schließlich das ganze Volk durch die ordentlichen oder Standgerichte aburteilen müssen.

Jeder fühlt, daß es jetzt ums Ganze geht. Der Endspurt hat mit um so größerer Heftigkeit eingesetzt, je länger man ihn hinausgeschoben hatte. Innerhalb weniger Monate ist die republikanische Partei aus einer reinen Demonstration der Ohnmacht zu einer akuten Gefahr geworden.

Hierzulande ist es nur wenig bekannt, daß eine spanische Republik kein Novum sein würde. Schon im vorigen Jahrhundert, in den Jahren 1873/74, hat es so etwas gegeben, allerdings ein Gebilde embryonalen Charakters. Nicht weniger als vier Staatspräsidenten teilten sich in elf Monate Freistaat, dem General Pavia dadurch ein Ende bereitete, daß er die versammelten Cortes unter freundlichem Hinweis auf die vor den Türen postierten Kanonen zur Räumung des Hauses binnen fünf Minuten aufforderte, welcher Einladung unverzüglich stattgegeben wurde.

Kann man denn überhaupt aus einem Lande wie Spanien schon heute eine Republik machen?

Eine der wichtigsten Vorbedingungen dafür, eine aktiv am politischen Leben interessierte, durch eine gute Grundschule gebildete und gewerkschaftlich organisierte untere Volksschicht fehlt. Die große Masse der spanischen Arbeiter und Bauern befindet sich noch heute auf einer unwürdigen Kulturstufe. Weder ist durch ein auch nur erträgliches Schulsystem — die theoretisch bestehende Schulpflicht wird praktisch nicht durchgeführt —, für geistige Emanzipation der Massen gesorgt, noch haben diese aus sich heraus Organisationen ins Leben rufen können, die mit den deutschen oder englischen Gewerkschaften zu vergleichen wären. Das Leben des spanischen Volkes ist noch heute in einem für die übrigen Europäer kaum vorstellbaren Maße der direkten Bevormundung durch den Klerus und die feudalen Gewalten unterworfen. Ist schon an sich der spanische Nationalcharakter der Beschäftigung mit Politik abhold, so sind vor allem die untersten Schichten von größter Gleichgültigkeit gegenüber dem staatlichen Geschehen erfüllt.

Der gefährlichste Machtfaktor mit dem eine spanische Republik von vornherein zu ringen haben würde, ist die katholische Geistlichkeit. In Spanien, wo die katholische Religion kraft positiver Verfassungsbestimmung die allein staatlich anerkannte, subventionierte und zur öffentlichen Kultübung berechnete ist und die Kirche außerdem in tausendjährigen gesicherten Positionen sitzt, hat ihr Machtstreben zur uneingeschränkten Tyrannei geführt. Die Macht des Klerus, vor allem auf dem Lande, in den kleinern Ortschaften, übertrifft die aller sonst noch vorhandenen Gewalten, sein Schutz- und

Trutzvertrag auf Gegenseitigkeit mit der Krone sowie seine starken, vor allem auch familiären Bindungen zum Heer, lassen ihn als unüberwindlich erscheinen. Das Volk und die Intellektuellen hassen ihn, und eine freiheitliche Republik würde mit ihm auf Tod und Leben zu ringen haben. Seine Sturmtrupps, die religiösen Kongregationen, haben teilweise sogar eigne Universitäten, so die Augustiner den Eskorial und die Jesuiten Deusto. Diese waren im Mai des vorigen Jahres die unmittelbare Veranlassung zu den Universitätsrevolten gegen die Diktatur, welche die Gleichsetzung der konfessionellen mit den staatlichen Hochschulen durchführen wollte. Schriftsteller wie Blasco Ibañez und Perez de Ayala haben oft und eindringlich die klerikale Gefahr geschildert, die heute von allen Republikanern anerkannt wird.

Grotesk wie sonst wohl nirgends ist der spanische Militarismus. Er spielt im Leben des Landes eine Rolle, zu der nichts ihn berechtigt. Spanien hat keine ernsthaften Feinde, von nirgends droht ihm ein Überfall und zur Sicherung von Ruhe und Ordnung genügt jedenfalls die Polizei, die Guardia Civil. Trotz dieser mangelnden Existenzberechtigung spielen die spanischen Militärs, die alle Fehler der preußischen Schneidigkeit unseligen Angedenkens und kaum einen ihrer Vorzüge haben, sich unentwegt als die Herren auf. In Kuba und gegenüber den Kabylen, also in allen spanischen Kriegen der letzten Zeit, haben sie restlos versagt, aber die Zahl ihrer Pronunciamientos, ihrer Heldentaten gegen eine waffenlose und leider meist auch gleichgültige Bevölkerung ist Legion. Solange sie untereinander einig waren und mit dem Klerus zusammengingen, schien es in Spanien keine Macht zu geben, die ihnen gewachsen wäre. Die Spaltungen der letzten Jahre, die nicht nur einzelne Truppengattungen untereinander sondern auch teilweise mit der Guardia Civil verfeindeten, haben diesem für einen europäischen Krieg lächerlichen, nach innen aber gefährlichen Instrument viel von seiner Schärfe genommen.

Ein anderer, höchst gefährlicher Feind ist der sogenannte „caciquismo“. Kaziken nennt man in Spanien die kleinen Dorf tyrannen, die auf dem flachen Lande eine auf Grundbesitz oder Amtswürden aufgebaute, in ihrem Absolutismus grenzenlose und wenig erleuchtete Herrschaft führen und vom Volke mit Recht den andern schlimmen Landesgeißeln an die Seite gestellt werden. Ebenso unerfreulich ist das Regiment der größern Übel, auch Grandes de España genannt, deren Latifundienwirtschaft und korruptes Hofleben nicht zur Beliebtheit des gegenwärtigen Zustandes beitragen. Klerus und Militär, „caciquismo“ und Feudalismus, das sind so die hauptsächlichsten Passivposten der republikanischen Bilanz.

Auf der Aktivseite stehen die Arbeiterschaft, deren Haltung aber bis jetzt sehr schwankend und von geringer Stoßkraft war, und die Intellektuellen. Selten hat es eine solche Einmütigkeit auf den spanischen Universitäten gegeben wie jetzt im Kampfe um die Republik. Lange haben zwar die konfessionellen Studentenvereinigungen als Werkzeug des Klerus gegen den Liberalismus eine Rolle gespielt, aber ihr

Einfluß ist in der letzten Zeit immer mehr geschwunden und nähert sich rapide dem Nullpunkt. Fast die gesamte Studentenschaft ist heute aktiv gegen die Monarchie gerichtet, und auch die Professorenschaft hat sich mit wenigen Ausnahmen von einer anfangs schwankenden Haltung zum entschlossenen Republikanismus durchgemausert. Dasselbe gilt von den Schriftstellern und Künstlern, von denen viele in Deutschland und Frankreich studiert und dort einen steigenden Ingrimm gegen die trostlosen Zustände im eignen Lande gefaßt haben. Zweifelloser eine Elite, aber keine Macht.

Davon, ob sie durch Einigung mit der Arbeiterschaft eine stoßkräftige Bewegung schaffen kann oder nicht, hängt letzten Endes das Schicksal der Krone ab. Genannt seien aus der großen Zahl der intellektuellen Vorkämpfer: Der bedeutende katalonische Wirtschaftsführer Cambó, um dessen Mitarbeit sich die Regierung Berenguer erfolglos bewarb. Die Söhne des berühmten Staatsmannes Maura. Die auch über die Grenzen Spaniens hinaus bekannten Professoren Ossorio y Gallardo und Fernando de los Rios. Doktor Marañón, der hervorragendste Wissenschaftler und beste Arzt Spaniens, Jimenez de Asúa und Ortega y Gasset. Endlich Unamuno, der wohl meist genannte Spanier unsrer Zeit. Sein fanatischer Ruf nach Klarstellung der „responsabilidades“ hat der republikanischen Bewegung Ansporn gegeben, seine unerbittliche Feindschaft gegen den König bereitet der neuen Regierung unangenehme Stunden. Unamuno führt das finanzielle Elend des Landes und seine politische Ohnmacht auf die selbstherrliche Hauspolitik der Bourbonen zurück. In den Marokkokrieg hat Alfons persönlich und verhängnisvoll durch geheime Befehle eingegriffen. Um sich vor der Klarstellung dieser Dinge durch einen parlamentarischen Untersuchungsausschuß zu schützen, hat er den Staatsstreich Primos selbst inszeniert. Der König hat also die Verfassung selbst gebrochen und kann sich nicht beklagen, wenn nun das Volk seinerseits den Vertrag löst.

Die Weltbühne, Nr. 13/1930.

Spanische Revolution von Hanns-Erich Kaminski

Der Fremde, der einen Überblick über die politische Lage in Spanien gewinnen will, steht vor lauter Rätseln. Die alarmierenden Nachrichten, die ins Ausland gelangen, weisen auf eine Spannung hin, die Entladungen erwarten läßt. Aber man begeht einen großen Fehler, wenn man diese Nachrichten mit unserm berühmten gesunden Menschenverstand betrachtet. Der gesunde Menschenverstand ist eine Mitgift des Abendlandes; in Spanien, wo die Geschichte Orient und Occident auf eine einmalige, durchaus eigenartige Weise gemischt hat, gibt es ihn nicht.

Was die Engländer von Indien sagen: wer hinkommt, der schreibt nach einem Monat ein Buch, nach einem Jahr einen Zeitungsartikel, nach zehn Jahren überhaupt nichts mehr, weil er allmählich einzusehen beginnt, daß er doch nichts begreift — das trifft auch auf Spanien zu. In diesem Land, über das in Deutschland nichts als falsche Vorstellungen herrschen, ist alles unlogisch, unheimlich, schicksalhaft.

Nach sämtlichen politischen und seelischen Gesetzen, die in Europa gelten, — die Spanier mögen den Ausdruck verzeihen, aber das Wort, daß Europa an den Pyrenäen aufhört, stammt von keinem Geringern als Victor Hugo — nach allem, was sich in den letzten Jahren ereignet hat, müßte die Lage in Spanien revolutionär sein. Wir sind freilich leicht geneigt, die Erlebnisse der Völker, die im Weltkrieg neutral waren, zu unterschätzen und zu glauben, sie hätten ohne eignes Schicksal gewissermaßen bloß von der Galerie aus die letzte, in Erschütterungen so überreiche Periode der europäischen Geschichte angesehen. In Wirklichkeit trifft das auf Spanien noch weniger als auf andre der früher neutralen Staaten zu. Der Weltkrieg bedeutete für das Königreich einen unaufhörlichen, wenn auch meist unterirdisch geführten Kampf zwischen den Freunden Deutschlands und der Entente, er bedeutete ferner eine wirtschaftliche Blüte, die zu einem allgemeinen Aufstieg führte und den Kurs der Peseta so hoch schnellen ließ wie nie zuvor. Dann kam der Rückschlag mit der großen Krise von 1920; es kamen die anarchistischen Attentate, die Monate lang mindestens Katalonien in Schrecken versetzten; es kam der marokkanische Krieg gegen die Rifkabylen mit seinen Opfern an Menschenleben und Geld. Und alles das geschah unter der Herrschaft einer nur dem Namen nach demokratischen, tatsächlich korrupten und unfähigen Klüngelwirtschaft, bis schließlich die Diktatur dem Land seine letzten Freiheiten raubte und das Regime eines gewerkschaftlich denkenden Offizierskorps etablierte, um ohne Furcht vor Verantwortlichkeit den Kolonialkrieg fortsetzen zu können. Und nun ist auch der General, der so viel Gefallen am Regieren fand und den zunächst mit ihm gemeinsame Sache machenden König mehr und mehr beiseite drängte, verschwunden und im Ausland gestorben. Sein Erbe aber ist eine völlige Verwirrung der Verfassung und Verwaltung, eine enorme Verschwendung der öffentlichen Mittel und ein Währungssturz mit allen Anzeichen einer beginnenden Inflation.

Gibt es ein Land der Welt, in dem nach diesen Erfahrungen nicht der Schrei nach Rache, der Wunsch nach Erneuerung, der Wille, nun schnell aufzuräumen, allgemein wäre? Jedoch in Spanien dauert immer noch die Lethargie an, in die das Land seit der Niederlage der Armada versunken ist und aus der es nicht einmal seine turbulente Geschichte im neunzehnten Jahrhundert gerissen hat. Die Spanier vergleichen sich selbst gern mit dem Stier; er ist wirklich mit ihnen verwandt, sie haben das gleiche Temperament, die gleichen Instinkte, und wahrscheinlich ist für dies Volk nichts so bezeichnend wie die Tatsache, daß das Wichtigste bei der Corrida nicht die Menschen, die ihr Leben wagen, und schon gar

nicht die Pferde, die lautlos sterben, sondern die Stiere sind: ihnen in erster Linie gilt der Beifall oder der Hohn und die Verachtung der Menge. Damit der Stier aber kämpft und vom Matador getötet werden kann, muß der Picador ihm erst vom Sattel des Pferdes aus die Lanze tief in den Rücken stoßen. Und diesen Lanzenstoß hat das spanische Volk noch nicht erhalten. So groß die ihm auferlegten Prüfungen waren, sie haben noch nicht genügt, um unter seine Haut zu gelangen und es zum Kampfe zu reizen.

Immer noch gibt es kein öffentliches Leben im Königreich, die Umwälzungen der letzten Jahre sind alle unter Ausschluß des allgemeinen Interesses vorgegangen. Eines Tages war die Diktatur da, und eines Tages verschwand sie wieder, ohne daß diese Ereignisse die Volksseele auch nur berührten.

Infolgedessen ist es kaum möglich, „die politische Lage“ zu schildern. Es gibt keine politische Lage in Spanien oder sie besteht jedenfalls aus lauter Fragezeichen.

Die Diktatur war ursprünglich das gemeinsame Werk des Königs und der Juntas. Später drängten die Juntas die dem König ergebenen Lealisten im Offizierskorps zurück, und auch die wiederholten Aufstände der monarchistischen Offiziere vermochten die Situation nicht zu ihren Gunsten zu ändern. Dann berief der König Primo de Rivera ab und ernannte an dessen Stelle seinen Freund, den General Berenguer, den Führer der Lealisten zum Ministerpräsidenten. Seither regiert Berenguer, man weiß nicht, auf was für verfassungsmäßigen Grundlagen. Man könnte also von einer Diktatur des Königs sprechen, — aber Alfons XIII. empfindet die Lage als so wenig kompliziert, daß er ruhig für ein paar Wochen nach London fuhr.

Der Ministerpräsident, der sich selber als keinen Politiker bezeichnet, erklärt bei jeder Gelegenheit seinen Willen, zu normalen Zuständen zurückzukehren. Allgemeine Wahlen sollen ausgeschrieben werden, — jedoch der Zeitpunkt dafür steht noch nicht fest. Vorläufig sind noch nicht einmal die unter der Diktatur völlig durcheinander geratenen Wählerlisten in Ordnung gebracht. Welchen Charakter die aus allgemeinen Wahlen hervorgehende Versammlung haben soll, ob es eine gewöhnliche Parlamentssession oder eine Verfassunggebende Nationalversammlung sein soll, ob also die Frage Monarchie oder Republik entschieden werden soll, weiß vollends niemand. Graf Romanones und Melquiades Alvarez, die Präsidenten des Senats und der Kammer von 1923, vertreten neuerdings sogar die Meinung, Neuwahlen seien überhaupt überflüssig, man solle vielmehr einfach das von Primo de Rivera aufgelöste Parlament wieder einberufen.

Inzwischen erläßt die „provisorische“ Regierung die einschneidendsten Gesetze und Verordnungen. Zum Teil bedeuten sie unleugbar eine Milderung der von der Diktatur getroffenen Maßnahmen, beispielsweise das Gesetz, das den Provinzen gestattet, neben der Nationalflagge ihre eignen Farben zu hissen, was besonders wichtig für Katalonien ist. Aber auch wenn derartige Gesetze ebenso wie die Maßnahmen zur Rettung der Peseta allgemeine Zustimmung finden, wem ist die

Regierung dafür verantwortlich? Das Ganze wird noch komplizierter durch die Aufrechterhaltung der Zensur. Nach wie vor muß jede Zeitung die Vorzensur passieren, und die aufsehererregenden Stellen in den Reden der Republikaner, in denen sie auf die Verantwortlichkeit des Königs hinwiesen, sind niemals unter die Augen der spanischen Zeitungsleser gekommen. Derartige Angriffe kann man sich nur aus den Punkten des Zensors zusammenreimen.

Alles ist undurchsichtig und provisorisch wie so häufig in Spanien. Und die Provisorien dauern hier oft sehr lange.

Plötzlich sind allerdings die alten Politiker, die durch die Diktatur verdrängt waren und zum größten Teil in Paris lebten, wieder da. Aber da es keine Parteien gibt und auch keine in Bildung begriffen sind, bedeutet jeder Mann ein besonderes Programm, das in der Regel nicht einmal feststeht. Eine zielbewußte Aktivität findet man nirgends. Auf der einen Seite veranstalten die Anhänger Primo de Riveras eine öffentliche Sammlung zu einem Denkmal für den Diktator, auf der andern kämpfen die Republikaner um die Leitung des wissenschaftlichen Vereins Athenäum. Viel mehr hört man von beiden Gruppen nicht. Und zwischen ihnen steht das Gros der Politiker, die selber nicht wissen, ob sie Monarchisten oder Republikaner sind, und ihre Polemiken mit den Versicherungen gegenseitiger Hochachtung zu beginnen pflegen. Selbst ein Mann wie Sanchez Guerra, der Führer des Aufstands von Valencia, dessen Stellung zur Staatsform übrigens auch unklar ist, leitet sein Rechtfertigungsbuch mit der Feststellung ein, Primo de Rivera habe lediglich seine Pflicht zu tun geglaubt.

Die Partei der bewußten Republikaner, die nicht jetzt entstanden ist sondern seit Jahrzehnten existiert, lenkt freilich die Blicke der ausländischen Betrachter auf sich, weil sie die meisten Führer des spanischen Geisteslebens umfaßt. Aber man darf sich nicht darüber täuschen, daß es nur eine zahlenmäßig kleine Intellektuellenpartei ist, zwar mit Einfluß, jedoch ohne Macht.

Auch die Arbeiterbewegung ist nur schwach und verfolgt zudem fast ausschließlich gewerkschaftliche Ziele. Als Beweis dafür kann die Streikwelle gelten, die gegenwärtig als eine Folge des Währungssturzes und der Teuerung durch Spanien geht. Sie tritt überall als reiner Lohnkampf auf, ohne mit politischen oder auch nur wirtschaftlichen Forderungen allgemeinerer Natur verknüpft zu sein.

Der einzige organisierte Faktor im politischen Leben Spaniens ist das Heer. Der Versuch, seine beiden Richtungen, die Juntas und die Lealisten, durch eine gemeinsame Diktaturregierung unter einen Hut zu bringen, ist jedoch gescheitert. Jetzt halten sie sich gegenseitig im Schach, und es müßten schon grundstürzende Ereignisse eintreten, um sie wieder zu gemeinsamen Handlungen zu vereinen.

Vielleicht — alles ist hier möglich — wird Spanien trotz alledem Republik werden. Aber ob Unamuno Präsident wird oder Don Alfonso König bleibt, im Wesentlichen wird sich nichts ändern, weil sich nichts ändern kann. In einem Land, das durch seine geographische Lage zu keiner äußeren Poli-

itik genötigt ist, in dem weit mehr als die Hälfte der Bewohner weder lesen noch schreiben können, in dem das ganze Leben durch starre Traditionen beherrscht wird, in dessen Dörfern der Cacique und in dessen Familien der Geistliche regiert, muß jede Politik ohne Resonanz bleiben. Und noch hat der Lanzenstich des Picadors nicht gesessen, noch ist lange nicht der Augenblick gekommen, in dem nach dem zweiten Trompetenstoß der Banderillero seine Widerhaken setzen kann, damit der spanische Stier zum Endkampf mit dem Matador genügend vorbereitet ist.

Die Weltbühne, Nr. 34/1930.